



Gedenken, aber nicht am Kriegerdenkmal: Ein Soldat steht am Volkstrauertag 2019 vor Kränzen in der KZ-Gedenkstätte Neuengamme in Hamburg
Foto: Markus Scholz/dpa

Heldengedenken gehört abgeschafft

Am Sonntag ist Volkstrauertag. Ex-Pastor Ulrich Hentschel kritisiert, dass sich Deutschland in offiziellen Reden bei den Gedenkfeiern nicht zur Verantwortung für zwei Weltkriege bekennt – und nicht zwischen Tätern und Opfern unterscheidet

Gastbeitrag von **Ulrich Hentschel**

Ob und wie viele Gedenkfeiern zum Volkstrauertag im Corona-Jahr 2020 stattfinden, wissen wir nicht. Doch die Zäsur kann Anlass sein, einmal genauer und damit auch kritischer über Rituale und Themen nachzudenken. Denn obwohl sich das Volk kaum noch dafür interessiert, finden zu „normalen“ Zeiten in Stadt und Land stets die traditionellen Rituale zum Volkstrauertag statt: Auf einen Gottesdienst folgt die Kundgebung am Kriegerdenkmal, die Aufstellung der Feuerwehr, oft samt einer Abordnung der Bundeswehr, Musik, eine Rede, die Ablage von Gedenkkränzen.

Die Tradition und der Ort der Kundgebung geben vor, dass der „Gefallenen“ der beiden Weltkriege gedacht wird. Nach dem Ritual kündigt das Kriegerdenkmal dann wieder 365 Tage lang unwidersprochen vom Opfer der Helden, Brüder und Söhne für Volk und Nation, Gott und Vaterland.

Es ist kein Zufall, dass die meisten Kriegerdenkmäler errichtet wurden, als der Volkstrauertag auf Initiative des „Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge“ als „Gedenktag für die gefallenen deutschen Soldaten“ des Ersten Weltkriegs eingeführt und seit 1925 begangen wurde. Der Erste Weltkrieg mit Millionen getöteter Soldaten war acht Jahre zuvor mit der deutschen Niederlage zu Ende gekommen, und es gab erstmals in Deutschland eine demokratische Staatsform. Da diente der Volkstrauertag der Propaganda gegen die Weimarer Republik und der Stärkung deutschnationaler und revanchistischer Bestrebungen.

Die Kirchen waren fast überall mit im Boot. Man trauerte, aber nicht über die Opfer des Ersten Weltkriegs, sondern über die Niederlage des Deutschen Reiches. „Deutschland muss leben und wenn wir sterben müssen“ ist ein Zitat des Dichters Heinrich Lersch, das sich auf Kriegerdenkmälern wie dem umstrittenen „Kriegsklotz“ am Hamburger Dammtor-Bahnhof findet.

Doch es gab auch Widerspruch. Die Hamburger kommunistische Zeitung *Der Abend*

betitelt einen Kommentar: „Volkstrauertag – Kriegshetzeritag“. Und selbst die Vereinigung ehemaliger Kriegsgefangener widersprach dem Missbrauch des Gedenkens für neue militaristische Ambitionen.

Diese Anti-Kriegs-Stimmen aus SPD, KPD und kleinen pazifistischen Gruppen konnten sich bekanntlich nicht durchsetzen. Selbst da, wo sie neue Kriegerdenkmäler als Kultorte für den Volkstrauertag zunächst blockieren konnten, wie in Hamburg und Pinneberg, rüsteten die Nazis nach ihrem Machtantritt 1933 schnell nach. Und dem Volkstrauertag gaben sie die schon lange zutreffende Bezeichnung „Heldengedenktag“.

Dieser Soldaten in einem Atemzug mit ihren Opfern zu gedenken: Diese Praxis offenbart den anhaltenden Versuch, deutsche Schuld zu relativieren und sich der Schuldgeschichte nicht zu stellen

Mit dem Heldengedenken war es 1945 zunächst vorbei. Aber schon 1950 zelebrierte man im Deutschen Bundestag die erste zentrale Feierstunde des „Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge“. Damals gab es noch zahlreiche Männer im Bundestag und beim Volksbund, die der NS-Politik gedielt oder von ihr profitiert hatten. Erst knapp fünf Jahrzehnte später, 1997, formulierte der Bundestag bei einer Debatte über die Rehabilitierung der Wehrmachtsdeserteure und der Opfer von NS-Militärjustiz: „Der Zweite Weltkrieg war ein Angriffs- und Vernichtungskrieg, ein vom nationalsozialistischen Deutschland verschuldetes Verbrechen.“

Doch bis dahin waren Reden und Rituale am Volkstrauertag geprägt vom Lobpreis der Tapferkeit deutscher Soldaten, von ihrem Vorbildcharakter für die Bundeswehr. Und auch wenn die Rhetorik nun weitgehend auf Revanche-Parolen verzichtete, dominierte die Faszination des „guten Soldaten“ die Reden.

Das begann sich erst mit der Friedensbewegung zu ändern, die auch Parlamente, Parteien und Kirchen erreichte. Man erinnerte nun auch an die zivilen

Opfer der Kriege, an die ermordeten Juden, Roma und Sinti, Widerstandskämpfer und Zwangsarbeiter. Später auch an die bei Militäreinsätzen im Ausland getöteten deutschen Soldaten. So wurde der Volkstrauertag zu einem Selbstreinigungsritual, in dem man sich versicherte, durch das Gedenken an sämtliche Tote des Zweiten Weltkriegs eine versöhnte und „normale“ Nation zu sein. Insofern spiegelt sich im Volkstrauertag das vorherrschende (erinnerungs-)politische Selbstverständnis in diesem Land.

Dabei darf man nicht übersehen, dass sich zunehmend wieder Burschen- und Landsmannschaften sowie kleine Nazi-

als Verursacher all des Leidens genannt. Hier findet keine Auseinandersetzung mit der Schuld statt: der Schuld der getöteten Soldaten ebenso wie der der Kirchen, die den Kriegen ihre Zustimmung gaben.

Denn viele der „Soldaten, die in den Weltkriegen starben“, wozu auch die Männer der Waffen-SS gehörten, waren beteiligt an der Ermordung von Juden, Roma und Sinti. Viele dieser Soldaten waren beteiligt an der Zerstörung ganzer Dörfer und dem Mord an ihren EinwohnerInnen sowie an der Blockade Leningrads, deren einziges Ziel der Hungertod der Einwohner war. Dieser Soldaten in einem Atemzug mit ihren Opfern zu gedenken: Diese Praxis offenbart den anhaltenden Versuch, deutsche Schuld zu relativieren und sich der Schuldgeschichte nicht zu stellen.

Darüber hinaus wird oft behauptet, dass das Ritual des Volkstrauertages und sein Ort, das Kriegerdenkmal, Raum für Trauer böten. Das stimmt nicht. Trauer um Vater, Sohn und Ehemann, der im Krieg getötet wurde, gilt einem Individuum, nicht dem uniformierten Soldaten – und kann nur persönlich gelebt werden. Sie hat einen äußeren Ort am Grab auf dem Friedhof. Wo eine solche Bestattung während des Krieges nicht möglich war, gibt es unpersönliche Soldatenfriedhöfe. Es ist fraglich, ob sie Raum für das Nachdenken über den Grund für Kriegstod schaffen.

Auch die Rituale des Volkstrauertages an „Kriegerdenkmälern“ sind darauf angelegt, die Trauer um die getöteten Soldaten zu kollektivieren. Kriegerdenkmäler und die zugehörigen Gedenkfeiern propagieren einen höheren Sinn für den Tod der Soldaten: Deutschland, Volk, Heimat, Kaiser und Nation. Die Ausgestaltung der Kriegerdenkmäler mit militärischen Symbolen stärkt zudem oft eine kriegsförderliche Mentalität.

All das muss sich ändern. Der Volkstrauertag sollte zu einem Tag der Erinnerung an Deutschlands Verantwortung für zwei Weltkriege werden. Bis es soweit ist, bleibt die kritische Befragung und Veränderung der bestehenden Rituale und Inhalte dringend notwendig.



Ulrich Hentschel 70, war bis 2015 Studienleiter für Erinnerungskultur an der Evangelischen Akademie der Nordkirche. Zuvor war er 18 Jahre lang Gemeindepastor in Hamburg-Altona.



Christa Pfafferott ist Autorin und Dokumentarfilmerin. Sie hat über Machtverhältnisse in einer forensischen Psychiatrie promoviert. Als Autorin beschäftigt sie sich vor allem damit, Unbemerktes mit Worten sichtbar zu machen.

Christa Pfafferott
Zwischen Menschen

Es ist ein Geschenk, in den Wald gehen zu können

Die Welt ist laut. Der Wald ist still. Draußen kursieren Corona, Ängste, Konflikte und Wut. Drinnen im Wald wirkt das Geschehen unwirklich, weit weg. Erster Winterfrost knirscht unter den Füßen. Die Luft ist feucht und satt von Sauerstoff. Ein Specht klopft an einen Stamm. Sonst ist es still.

Wir sind in den Wald gefahren, um Pilze für das Abendessen zu sammeln. Die letzten Wochen waren feucht. Es sollen wieder viele Pilze stehen. Als wir in den Wald treten, steht dort gleich zu Beginn ein großer Fliegenpilz. Leuchtendes Rot mit weißen Punkten. Ein Bild wie aus einem Märchen. Das Eintrittszeichen in eine andere Welt. Fliegenpilze sind ein gutes Zeichen für weitere Pilze. Vielleicht haben wir ja heute Glück.

Im Wald ist es dämmrig, Licht bricht durch die Bäume, das Moos leuchtet grün. Die letzten bunten Blätter fallen langsam von den Bäumen. Hier könnte jetzt auch ein Reh stehen oder eine Fee huschen, ein Rotkäppchen kichernd zwischen den Bäumen verschwinden.

Zu Beginn sind die Augen noch ungeübt. Es ist, als müsste man sie von den Reizen draußen erst reinwaschen, um sie auf das Wesentliche einzustellen. Wie wenn man sich Geschmäcker aus dem Mund wäscht, um einen einzelnen wahrzunehmen. Zuerst sehen wir nur Pilze mit Lamellen, die oft giftig sind. Dann finden wir Speisepilze mit Röhren auf der Unterseite der Pilzkappe. Wir freuen uns zu Beginn über jeden Pilz, auch über die, die zerrupft sind oder alt. Jeder Fund ist ein Geschenk. Wenn man einen Pilz findet, der fest ist, essbar, kribbelt es in dem Moment leicht im Bauch.

Auf einmal klingen Stimmen durch den Wald. Auf dem Hang gegenüber geht eine Familie Pilze suchen. Ihre Tüten sind voll. Dort bei ihnen war der Platz, wo wir ursprünglich hin wollten, wo wir die meisten Pilze vermutet hatten. Für einen kurzen Moment steigt die Unruhe der anderen Welt hoch. Nicht schnell genug gewesen zu sein, dass nun alles abgetragen sein könnte. Wir suchen an anderen Stellen weiter. Je länger wir suchen, umso mehr Pilze zeigen sich. Wir finden Maronen, Flockenstielige Hexenröhrlinge, deren Röhren rot sind und die sich blau färben, wenn man sie aufschneidet.

Pilzesammeln verlangt beides: sich zu konzentrieren und gleichzeitig mit den Augen offen zu bleiben, sich nicht auf Finden zu verkrampfen. Die Pilze wachsen in kleinen, feuchten Lichtungen, sie verstecken sich im Moos, im Laub. Da, auf einmal ein brauner Pilzkopf zwischen den Blättern. Unterhalb im Moos liegt verborgen sein Stiel. Pilzesammeln macht glücklich. Es ist das Seltene, über das wir uns freuen. Zu viele Pilze auf einmal zu finden, würde nicht so viel Spaß bereiten. Zu wenige zu finden, macht auch keine Lust. Dazwischen liegt die Euphorie, durch sein Tun eine Wirkung zu erzielen.

Hier könnte jetzt auch ein Rotkäppchen kichernd zwischen den Bäumen verschwinden

Der Wald schwingt mit unserer Suche mit. Oder wir schwingen uns auf den Wald ein. Wie ein ruhiger Gesprächspartner bringt der Wald gleichzeitig etwas Stilles und Lebendiges in einem hervor. Der Wald macht sanft. Und dankbar. Wie schön, dass diese Welt existiert. So viel Energie verwenden wir darauf, uns im Alltag mit all seinen Anforderungen zu bewegen, ihn als einzige Wirklichkeit wahrzunehmen. Doch ein paar Schritte hinaus und der Wald ist da. Er ist immer da. Solange wir ihm nicht seine Lebensgrundlage entziehen, gibt er uns alle Grundlagen zum Leben. Lädt uns ein, sich in ihm zu verwandeln. Was für ein Geschenk, zwischen diesen Welten wechseln zu können.

Dann später, steigen wir zum Hang hinauf, wo zuvor die Familie gewesen war. Gerade dort finden wir besonders schöne Pilze, klein und knackig, frisch. Es hat nichts ausgemacht, dass andere da gewesen waren. Vielleicht haben sie auch nicht alle Pilze mitgenommen oder nicht alle gesehen. Vielleicht hat sich der Wald uns auch noch einmal anders geöffnet.

Als wir später aus dem Wald hinaustreten und zu unseren Rädern zurückkehren, steht direkt neben ihnen ein riesiger Hexenröhrling. Groß und prachtvoll, selbstverständlich. Als wir die Räder abgeschlossen haben, haben wir ihn nicht gesehen. Als hätten wir gar nicht geglaubt, dass der größte Fund schon direkt am Anfang stehen könnte. Wir hätten ihn gar nicht sehen können. Der Wald hat es uns beigebracht.